

Nr. 187 — Bydgoszcz / Bromberg, 18. August — 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von **Adolph Johannes Fischer.**

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein Raunen der Aufregung geht durch das Haus.

Die Ahnung kommenden Grauens malt sich auf grell beleuchteten Gesichtern.

„Lady Dianas Prophezeiung!" flüstert Willy mir zu.

Ich spähe zu ihrer Loge hinüber.

Auch Natas hat sich erhoben.

Mein Auge sucht Diana, sie ist nicht mehr hier.

Alles eilt bestürzt zu den Ausgängen.

Die Logen sind schon fast leer, im Parkett drängt sich die Menge.

Harder und Marion winken ernst herüber.

Natas steht vorn an der Logenbrüstung.

Wohin starrt er?

Zu uns?

„Gehen wir nun?" fragt German May.

„Noch nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil auch Natas drüben noch nicht geht."

„Worauf wartet er?"

„Das eben möchte ich wissen."

„Erkennt ihr," sagt German May, „was dieses Attentat bedeutet? Und wer es gemacht hat?"

„Vielleicht!"

„Es bedeutet den großen Krieg! Natas und seine Leute brauchen ihn! Jetzt kommen sie noch einmal obenauf. Was bedeuten dem Sergis Natas einige Hekatomben Toter? Einige Dutzend Millionen zerfetzter, vergaster Menschen? Gegenüber den Gewinnen, die ihm ein Krieg bringen wird, den er allein vorausgewußt hat? Weil er allein ihn gemacht hat? Heute noch wird er auf der halben Welt eine Meute von Bundesgenossen finden. Unsere neuen Motoren sind noch nicht fertig. Da geht das Geschäft in seinen Benzinmaschinen wieder, im Öl und in tausenderlei Kriegslieferungen, deren Fäden er wohl schon lange vorbereitet in seiner Hand hat, von den Schuhriemen und Konserven angefangen bis hinauf zu den Geschossen, Geschützen, Kriegsschiffen, Tanks und Flugzeugen, die zugrunde gehen werden und ergänzt und vermehrt werden müssen. Von dieser Sekunde an ist Satan Natas Trumpf! Da steht schon so ein kleines, gelungenes Attentat auf einen Staatspräsidenten dafür! Was wir in dieser Oper zum Schein sehen sollten, werden wir jetzt wirklich erleben: Das Ende der Welt! Auch wir stehen vor einer Sündflut! Die Maschine rächt sich am Menschen. Der Mensch hat tote Materie belebt, die Maschine wird dafür lebendige Materie töten!

„Schade, Fred," bemerkt Willy, „daß du jemandem Schweigen gelobt hast!"

„Schweigen — worüber?" fragt German May.

„Wir werden Natas entlarven, Willy," entgegne ich, „entlarven, auch ohne daß ich mein Wort breche."

„Wenn es nur nicht zu spät dazu ist! Wir müssen hurtig sein, Fred! Wir dürfen zu diesem Satan nicht mehr sein Geld zurückströmen lassen. Noch liegt Sergis Natas finanziell am Boden. Und noch ist der Krieg nicht erklärt."

„Ehe Natas sich verarmen sieht," sagt German May, „sprengt er den Erdball in Stücke."

„Jetzt ist er fort!" ruft Willy halblaut. „Kommt!"

Wir treten in den Hintergrund unserer Loge.

Aber irgend etwas läßt mich nicht los, läßt meinen Blick nicht von der Natas-Loge weichen.

Eine innere Unruhe glimmt in mir, vielleicht der Gedanke, daß die eine Unheilbotschaft Dianas, der Präsidentenmord, schon eingetroffen ist. Grund genug, auch das Eintreffen der zweiten zu erwarten, unseres Todes im Theater.

In der Loge drohe uns der Tod, hat Lady Diana gesagt.

Aber woher droht er?

Nichts ist zu sehen, kein Anzeichen hierfür. Alles Furchtbare ist bloßer Gedanke, unfaßbares Gespenst.

Welch scheußliches Gefühl! Nicht meinetwegen. Aber wegen der Erwägung, daß unser Tod der Sieg des Natas und das Unglück von Millionen Menschen sein wird.

Warum nur halte ich mich bloß herinnen für sicher? Ist es eine Ahnung? Eine Warnung des Unterbewußtseins?

Jetzt glaube ich, den Grund zu erkennen: Weil ich von hier zu Natas hinübersehe.

Wirklich, ich habe gut daran getan, zu zögern, denn soeben nehme ich wahr, daß auch Sergis Natas noch immer nicht gegangen ist.

Worauf wartet er?

Das einzige Seltsame, das unerklärlich erscheint, ist ja dieses Benehmen unseres Feindes.

Natas steht wieder in seiner Loge. Er mag glauben, daß wir gerade aufbrechen.

Er kann mich nicht erblicken, weil mich ein Vorhang deckt. German May und Willy sind ganz im Hintergrund.

Ich rufe ihnen ein leises „Halt" zu.

Täusche ich mich? Oder hat Natas mit einer kaum merkbaren Geste ein Zeichen zur Kuppel emporgegeben, hinauf, wo die Laufgalerien um die versteckten Projektionskammern liegen?

Im selben Augenblick wird hinter uns die Logentür von außen geöffnet. Natas wird glauben, wir gehen. Aber es ist nicht so. Ein Theaterdiener tritt ein, er hält ein Billett in der Hand.

Wir werden nie erfahren, was er hätte bringen sollen. Denn in dieser Sekunde zischt ein blendender Flammenstrahl aus der vergoldeten Türklinke, auf der noch die Hand des Dieners liegt. Ein Schrei gellt auf, der Mensch ist verschwunden, ein glimmender, rauchender Klumpen schmettert vor unsere Füße hin, eine unförmliche, schwarze, übelriechende Masse.

„Starkstrom ist in der Tür!" brüllt May.

Und Willy schreit: „Rührt kein Glied! Nicht von der Stelle!"

Jetzt wissen wir, was unser Schicksal hätte sein sollen: Das furchtbare Ende des Logenschließers war uns zugedacht.

Mit Entsetzen sehe ich bläuliche Flämmchen an den Brokattapeten emporzüngeln, aufwärtshuschen, fortrennen, winzige Leuchtkäfer scheinen harmlos zu spielen, einige sind größer und schwalbenschnell, sie tauchen auf und verlöschen, flattern die Balustrade entlang, fliegen an den Vorhängen vorbei. Irrlichter schweben zuckend in der Luft und verschwinden wieder.

Sie hüpfen wie kleine Lichtkobolde rings um den Logenkranz, bilden sekundenlang eine wunderbare Illumination, Lichterketten umsäumen alle Architekturen.

Noch staut sich unten im Parkett die hinausdrängende Menge — ahnungslos. Niemand blickt empor, niemand bemerkt die grausigen Vorzeichen.

Aber ich weiß, welch gräßliche Katastrophe bereits da ist: aus dem verkohlten Körper vor uns ist Glut auf den hitzegetrockneten Zündstoff unserer Loge übergesprungen.

Das Olaftheater brennt!

Mit Gedankenschnelle haben die glitzernden Zungen den Bühnenraum erreicht, lecken dort hinauf, wo eben noch wirkliche und verfilmte Wassermassen zwischen Pappfelsen gerauscht haben und jetzt — oh! — wird es jäh blendend hell, als blicke man direkt in die Sonne: alle die riesigen Leinwandflächen sind mit einem Schlag ein Flammenmeer geworden.

Die Projektionswände, die Netze und Schleier, die Versatzstücke und Kulissen aus Papiermaché, feuersicher imprägniert, knattern, krachen und prasseln.

Unten wendet die Masse die Köpfe nach der Ursache der Helligkeit und des Lärmes zurück — und schon heult ein tausendstimmiger Aufschrei durch das Theater:

„Feuer!"

Die Panik ist da!

Wilder Wahnwitz leuchtet aus den Gesichtern, Getrampel, Gebrüll hebt an, alle Gesittung, alle Kultur dieser reichen, aus der ganzen Welt zusammengeströmten Menschen ist auf die Sekunde verlorengegangen, Entsetzen hat sie in einander würgende, zerfetzende, zertretende Bestien verwandelt. Verzerrte Grimassen, verkrallte Finger werden vom Feuerschein zuckend bestrahlt, von schweren Rauchfahnen sekundenlang nachtschwarz beschattet, finstere Schwaden wirbeln geballt aus dem Spielraum wie dunkle Ungeheuer, monströse Feuerschlangen lodern gelb zur Kuppel hinauf, Zugwind schlägt uns glühend heiß ins Gesicht, schmetternd fällt unsere Logentür zu, in deren goldener Klinke noch immer der Starkstrom lauert, brennende Lohe flattert grausig zur Wölbung, ein schreckliches Schneetreiben von Milliarden rotglühender Flocken stiebt über unsere Häupter hinweg.

Langsam senkt sich nunmehr der eiserne Sicherheitsvorhang zwischen das Feuergewoge der Bühne und uns.

Aber immer wieder schlagen darunter gigantische Stichflammen in den Zuschauerraum heraus.

Und jetzt stockt auch die Kortine, sie versagt, biegt sich in der ungeheuren Hitze, ist glühend geworden.

Und das alles in wenigen Sekunden!

„Fort!" schreit Willy. „Aber um Gotteswillen nicht durch die Tür. Über die Balustraden durch andere Logen!"

„Ist Marion gerettet?" rufe ich.

„Längst fort!"

„Wo sind unsere Leute?"

„Jetzt denkt jeder nur an sich", brüllt Willy zurück.

Wir helfen German May über die Brüstung klettern.

Der kleine Greis zeigt eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit.

Durch Rauch und Glut, halb erschöpft, geblendet, mit keuchenden Lungen und angesengtem Haar, aber doch unversehrt, gelangen wir aus dem menschenleeren Logengang ins weite Stiegenhaus.

Hierher reicht die Macht des Feuers nicht mehr.

All das glitzernde Gold und der spiegelnde Marmor blinkt so ruhig und kühl wie immer. Man könnte glauben, aus einem schrecklichen Traum erwacht zu sein. Aber schon stürmen Feuerwehrleute in Rauchmasken vorbei und verwandeln die Illusion in gräßliche Wirklichkeit.

Sie schleppen chemische Löschgeräte über die Stiegen, reißen unsichtbar gewesene Hydranten auf, Trompetensignale schmettern und jetzt dringt aus der Tiefe durch zertrümmerte Nottüren mit grausiger Wahrheit das Jammergeheul der ineinander verkeilten Menschenmassen und das grausige Prasseln des Brandes herauf.

Plötzlich erschallt von irgendwo aus der Höhe Geknatter wie Maschinengewehrfeuer.

„Die Filmstreifen explodieren," sagt German May, „die Eisenzellen der Kinematographen sind glühend geworden."

Da — ein schauerlicher Donnerschlag!

Wir blicken einander an, jeder von uns ist schreckensbleich im Gesicht, wir wissen, was das war — ohne davon zu sprechen.

Die Kuppel ist eingestürzt.

Auf dem Theaterplatz ein Gewoge von Menschen. Polizeikordone, Brandwehren, Spritzen, Leitern, Ambulanzen, Tragbahren mit verhüllten Menschen darauf — alles grellrot beleuchtet vom Widerschein der zum Nachthimmel aufflackernden Lohe.

Bei unserem Wagen wartet unsere Mannschaft. Daneben sehe ich Harders Limousine — leer!

„Wo ist Marion?" rufe ich Harder zu.

„Marion fehlt!" schreit Harder verzweifelt zurück. „Sie ist verschwunden! Meine arme Marion! Wir waren schon heraußen! Plötzlich heißt es: „Feuer im Theater!" Im Gedränge hat sich Marion von meiner Seite verloren. Ich zittere. Sie wird doch zum Wagen herkommen? Sie war ja nicht in Gefahr! Was soll ich tun?"

„Hier warten!"

Willy kommt hergerannt, zieht mich fort.

„Einer meiner Leute", keucht er, „hat Marion gesehen — neben Lady Diana — und dann ins Theater zurücklaufen!"

Jetzt weiß ich das Entsetzliche:

Diana hat sich gerächt!

Sie hat Marion in die flammende Oper gehetzt, in unsere Loge! Sie hat gesagt, wir seien tot! Um Marion zu vernichten! Mit dem Feuer des Hauses und mit dem Blitz aus der Logentür!

Sie hat Marion getötet!

Und ich?

Ich werde Marion suchen.

Und nicht mehr finden!

Und dann?

Dann werde ich Lady Diana töten.

Ich stürze wieder ins brennende Theater, irgendwer läuft hinter mir, man will mich nicht hineinlassen, wie im Traum schlage ich um mich, boxe nieder, hetze die Treppe hinauf, vernehme Rufe — „Nicht weiter!" — und dränge mich durch.

Rauch verhüllt meinen Blick, beißende Schwaden ätzen meine Augen, meine Lungen stechen, aber hier ist das große Portal, der Logengang.

Ach!

Dahinter gähnt glühende Tiefe!

„Marion! Arme Marion!"

Wer hat das geschrien? Ich?

Etwas Schweres schmettert auf meine Stirn.

Schmerz, Finsternis, Nacht, Tod.

Ich erwache in meinem Zimmer. Kompressen kühlen meinen Kopf.

Willy und Viktor stehen neben meinem Lager.

„Den Wagen, Willy! Viktor, den Wagen! Ich muß fort."

„Wohin willst du, Fred? Du bist krank!"

„Marion ist tot!"

Ich schaue Willy an, er schweigt. Ich schaue Viktor an, er schweigt.

„Marion ist tot! Den Wagen, Viktor! Willy, den Wagen!"

Viktor wechselt mit Willy einen Blick.

„Ja, den Wagen!" sagt Willy beruhigend und deutet Viktor.

Viktor geht.

„Wo willst du hinfahren, Fred?"

Ich nehme die Kompressen von meiner Stirn, richte mich auf.

„Zu Lady Diana."

„Du bist doch krank, Fred!"

„Nicht mehr! Sieh mich an, Willy! Es geht schon wieder."

Ich springe auf.

„Ich muß zu Lady Diana!"

„Wozu, Fred, wozu?"

„Ich muß sie töten."

(Fortsetzung folgt.)

Aufruhr im Lepradorf.

Von Walter Persich.

(Nachdruck verboten!)

Isabel Holm war eine nicht nur auf Grund ihres ererbten Vermögens außerordentlich lebenssichere Person von vielfachen Reizen. Ein so vom Geschick bevorzugtes Menschenkind wird natürlich umworben. Leidenschaftliche Huldigungen brachte ihr Alfy Johnssonder, ein junger Mediziner, der es sich ebenfalls leisten konnte, mehr auf den Rennplätzen und in der Sonne der Kurorte zu weilen als in seiner Sprechstunde. Um jene Zeit tauchte vor ihr ein Kaffeepflanzer auf, ein Mann, der sich vom Schiffsheizer zum Besitzer riesiger Plantagen heraufgearbeitet hatte. Isabel beschäftigte sich viel mit dem Menschen. Und als Alfy eifersüchtig mit der Sprache herausrückte, lachte Isabel überlegen.

„Lieber Junge", sagte sie. „Du tust mir leid! Was soll mir ein Mann, der im Leben nichts leistet?"

An Bord eines Kurs Las Palmas steuernden Dampfers erfolgte die Trauung Isabels mit dem „Kaffeebohnen-Athleten". Alfy bekam einen Stich. Er löste sich eine Rundreisekarte bei einer Schiffahrtslinie und dampfte los — ins Ungewisse! Die Worte Isabels hatten ihn tiefer getroffen, als er selbst begriff. Bei einem Tagesaufenthalt auf Zypern erzählte ihm einer der höchsten englischen Kolonialbeamten die Geschichte des Lepradorfes —

Alfy war schon am nächsten Mittag an Ort und Stelle. Was er zu sehen bekam, erschütterte ihn tief. Blinde, deren Augen von der Krankheit vernichtet waren, kamen ihm auf den Straßen entgegen. Eigentümliche Vernarbungen über zugewachsenen Augenlidern. Anderen hatte die fressende Krankheit Finger, Zehen, ja, ganze Gliedmassen geraubt.

Mitten im Dorf stehen nahe beieinander die Kirche und das Minarett — —

Alfy Johnssonder fand ohne große Mühe die Wohnung der einzigen Helferin der Kranken, der Schwester Maud Williams aus Southampton. Vorsorglich streifte er einen der mitgebrachten Gummihandschuhe über die Hand, ehe er aufklinkte. Zwei Augen von klarem Blau blickten dem Eintretenden entgegen. Unter der Haube trug Schwester Maud eine Fülle metallisch glänzenden Haares, das den Ernst ihrer Stirn sanft umrahmte.

„Mein Gott", entfuhr es Dr. Johnssonder, „von Ihnen habe ich mir eine andere Vorstellung gemacht!"

„Hoffentlich sind Sie nicht enttäuscht", erwiderte sie. „Verzeihen Sie — woher kommen Sie? Was wollen Sie und wer sind Sie?"

In seiner Überraschung hatte der Arzt vergessen, seinen Namen zu nennen. Schnell holte er alles nach und ließ sich von ihr über das Leben der Verbannten berichten.

„Welchen Grund hatten Sie, sich hierher zurückzuziehen?" fragte er.

„Meine Mutter und meine Geschwister gerieten nach dem Tode meines Vaters in Not. Wer sich verpflichtet, fünf Jahre Dienst auf Zypern zu tun, bekommt ein kleines Vermögen. Ich griff zu und habe es nie bereut. Die Kranken behandeln mich fast wie ihre Mutter. Es ist ihnen so rätselhaft, daß ich gesund bleibe — dabei ist das nicht einmal schwer bei ausreichender Hygiene, nicht wahr?"

Johnssonder wußte es besser. Sogar die Ledersohlen seiner Schuhe mußte er nach Verlassen des Dorfes infizieren lassen — — —

Er hatte dann Besprechungen mit dem Gouverneur im Beisein des Leiters des englischen Krankenhauses.

„Ich werde ein Laboratorium mitten im Dorf errichten!" erklärte er hartnäckig. „In Schwester Maud habe ich eine geeignete Mitarbeiterin. Einige Leichtkranke werden sich als Hilfsarbeiter für meine Versuche eignen."

„Ihr Plan ist edel, Doktor. Nur muß ich leider fürchten, daß er zwecklos ist. Alles Forschen hat uns keinen Schritt weiter geführt in der Bekämpfung der Lepra", erwiderte der Professor

„Eben deshalb muß der Versuch gemacht werden. Herr Gouverneur, können Sie mir einen verläßlichen Mann nahmhaft machen, der für die Materialbeförderung bis zum Stacheldrahtzaun bürgt?"

„Verrückt!" sagte der Gouverneur, als Johnssonder gegangen war.

„Nein", widersprach der Professor. „Zu reich! Menschen, die auf so verworrene Ideen kommen, müssen entweder wie Schwester Maud zu arm oder zu begütert sein."

Johnssonder baute in der Gluthitze Zyperns ein neuzeitliches Laboratorium für Keimforschung inmitten des Lepradorfes. Nur **ein** Mensch glaubte an ihn — Schwester Maud. Da in diesen Monaten ihre Vertragszeit ablief, verpflichtete sie sich freiwillig für weitere fünf Jahre.

Zwei Jahre verbrachte Johnssonder mit Versuchen. Dann stellten sich Erfolge bei einzelnen Kranken ein, als er Impfungen mit einer Kreuzung aus Tuberkel- und Leprakulturen vornahm.

Doch dann schien Johnsonder an einem toten Punkt angelangt zu sein. Wohl war es ihm gelungen, neu aufbrechende Geschwüre zu isolieren, alte am Weiterschwären zu verhindern — aber eine völlige Gesundung seiner Kranken erreichte er nicht. Beim Eintritt Schwester Mauds in das Laboratorium wollte er eben wieder seine ganze Wut herausschreien, als er unwillkürlich in ihr sonst stetig lächelndes Gesicht blickte und durch den tiefen Ernst ihrer Züge erschreckt wurde. Seitlich ihrer Schläfe war ein gefahrbringender brauner Fleck entstanden — — —

Schwester Maud versuchte, so fröhlich wie möglich auszusehen.

„Ich bin gekommen, weil Sie mir helfen sollen, Alfy. Jetzt hat es mich doch gepackt!"

Für Johnssonder gab es keine Leprakranken mehr, sondern nur dieses wundervolle Menschenkind, das seine ganze Kraft, Gesundheit und Güte in den Dienst der Leidenden gestellt hatte. Mit leidenschaftlicher Zähigkeit setzte er die völlige Isolierung der Schwester in ihrem Häuschen durch. Mit Gewalt und List hielt er sie von den Kranken fern. Diesmal, im Beginn angewandt, siegte seine Methode nach dem Verlauf eines halben Jahres. Schwester Maud gesundete zusehends — während Alfy Johnssonder zusammen mit einigen Leichtkranken neben seinen Forschungen auch noch ihren Dienst versah.

Eines allerdings verbarg der [illegible]iner Patientin. Auch ihn hatte das schwärende G[illegible] befallen, und da die Durchführungen der Impfungen eine gewisse Ruhe vom Behandelten erfordert, die Last der Arbeit aber ebenso wie die der Verantwortung auf seinen Schultern verdoppelt war, wollte Johnssonder mit der Selbstbehandlung warten, bis die Schwester genesen wäre. Einer seiner Helfer, ein buckliger Türke muß die Entzündung an den Armen und den Beinen des Arztes einmal gesehen haben, als dieser sich umkleidete. Er trug die Nachricht weiter von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, und überall wurde das Murren stärker. Schließlich, als zwei verzweifelte und durch Jahrzehnte verschleppte Fälle mit dem Ableben endeten, lief die Nachricht durch das Dorf: Dr. Johnssonders Impfungen wirkten nicht bessernd, sondern lebenverkürzend!

Johnssonder hörte, von seinem Hause kommend, zunächst Geschrei und sah dann vor seinem Laboratorium, dem er zueilte, eine Rotte Kranker, die johlend zusahen, wie andere durch Türen und Fenster seine Apparate warfen, seine Aufzeichnungen zerrissen, seine Bakterienkulturen in den Straßenstaub trampelten.

„Zurück!" rief er. „Seid ihr von Sinnen? Wie soll ich euch helfen, wenn ihr — — —

Die johlende Menge bemächtigte sich des Arztes, schlug auf ihn ein, trat ihn mit Füßen und schließlich brach ein hemmungsloser, brutaler Tanz dieser von Angst und Krankheit gepeinigten Menschen auf der Stätte der Zerstörung aus — ein wahnsinniger Tanz, der über den besinnungslos im Staub liegenden Alfy Johnssonder hinwegging und die letzte Lebenskraft des aus vielen Wunden blutenden Mannes auslöschte — — —

Schwester Maud wurde durch einen Blinden gerufen. Sie fand dort, wo das Laboratorium gestanden hatte, eine Stätte der Verwüstung — — die Schwester kniete in dem blutigen Staub und bettete den Kopf Johnssonders in ihrem Schoß. Kurz flackerte das Auge des Mannes, das so tapfer in diese Welt des Verderbens hineingeblickt hatte und nahm hinüber in das ewige Blau ein Lächeln von den Zügen Maud Williams, das einzige Lächeln, das sie je auf Zypern lächelte, ein Lächeln unter tausendfachen Schmerzen und erkennenden Tränen. Es grub sich in sein schwindendes Bewußtsein ein und sein Mund hauchte rauh:

„Liebe — — — nur — — — die — — — Papiere — — — retten — — —"

Die Papiere! Es waren Fetzen, schmutzig, blutig. Kein Mensch wußte, wie sie zusammengehörten. Schwester Maud suchte sie Stück um Stück zusammen, bis in die Nacht — —

Die beiden am Tor des Dorfes Wache haltenden Polizeisoldaten werden im Sternendämmer aufgeschreckt durch eine Frauenstimme. Zwei Männer, die während des ganzen Tages schon den schwersten inneren Kampf ausgefochten und mit der Energielosigkeit der Zypern beendet hatten. Sie waren nicht mutig genug gewesen, in das kranke Dorf einzudringen, um dem Toben, das sie vernahmen, ein Ende zu bereiten. Sie hielten auch jetzt weiten Abstand von der Schwester und gestatteten ihr nur, bis zur Ablösung auf einer Bank zu liegen. Dann wurde sie auf einer Bahre in den nächsten Ort geschafft. Schwester Maud Williams konnte nur die Papiere in die Hand des Professors in Nicosia übergeben, der sie mit einer Pinzette an sich nahm und Maud Williams zu sofortiger Nervenkur in die Heimat schickte.

Die wenigen Fetzen Papier, die das Lebenswerk des Arztes Dr. Johnssonder bewahren, haben der Wissenschaft geholfen, neue Wege zu gehen, die es ermöglichen, die Lepra, rechtzeitig erkannt, im Anfangsstadium bei gut gelagerten Fällen zu heilen. Maud Williams aber, der Hölle entronnen, lebt in Brighton in einem kleinen, einsam gelegenen Haus ihrer Erinnerung an den Mann, den sie lieben lernte, als er sein Leben verlor.

Berliner Witz.

Kostproben zum 700. Geburtstag Berlins.

In klassischer Vollkommenheit spiegelt sich das Wesen des Berliners bereits in einer Anekdote aus Lessings Zeit:

Lessing traf sich gern mit seinen Freunden in der „Baumannshöhle", einem nach dem Küfer Baumann benannten Weinkeller in der Brüderstraße. Dort las der Philosoph Mendelssohn eines Abends seinen „Phaedon, über die Unsterblichkeit der Seele" vor. Ein Berliner hörte aufmerksam zu und trat nach der Vorlesung an den Tisch, an dem Lessing, Mendelssohn und Nicolai saßen.

„Ick jloobe nicht an ihr", meinte er.
„Woran glauben Sie nicht?" fragte Lessing.
„Nu, an de Unsterblichkeit."
„Warum denn nicht?"

„Ja sehn Se, wenn ich dran jloobte und se kommt nich, dann ärgerte ick mir. Wenn ick dran jloobe und se kommt doch noch, so finde ick weita nischt dabei; wenn ich aber nich dran jloobe und se kommt, so freie ick mir. Merken Se wat? Drum jloobe ick nich an die Unsterblichkeit." Sprachs und verschwand.

*

Über des Berliners berühmte Verwechslung von „mir" und „mich" hat sich niemand so gutmütig und witzig geäußert wie der Berliner selbst, etwa in dem Verschen:

„Ick liebe dir, ick liebe dich,
Wie't richtig is, det weeß ick nich
Und is mir ooch Pomade.
Ick lieb' dir nich im dritten Fall,
Ick lieb' dir nicht im vierten Fall,
Ick liebe dir uf jeden Fall!"

*

Am besten lernt man den Berliner in seinen kurzen treffenden Formulierungen kennen. Davon ein paar Beispiele:

Der Mann zur Frau, als das Kind schreit: „Olle, leje doch den Lautsprecher trocken!"

Gegen hoffnungslose Dummheit: „Sie ha'm woll 'n kleenen Webefehler?"

Zu einem O-Beinigen: „Deine Hosen sind woll über ne Tonne jedrocknet?"

Goldene Lebensweisheit: „Kein Verjniejen ohne den Damens, aber mit die Damens jeht's in dem Felde."

*

Ein kleiner ehelicher Dialog:

Er: „Schon widder Kohl mit ohne Flesch als Beilage? Ick aßte doch jestern erscht . . ."

Sie: „Et heeßt nich: ick aßte! Man sagt: Ick aß!"

Er: „Uff dir mach ja det stimm'. Ick brauch' mir nich Aas nennen!"

Und zum Schluß eine Unterhaltung von zwei Berliner „Jöhren":

„Verhau' mir mal, Emil, nach Strich und Faden!"
„Damit du mia wieder vawichst! Nee!"
„Ick halt' mäuschenstill! Dann ween' ick! Dann krieg' ick von Muttan Schokolade, und die teilen wia uns!"



Bunte Chronik



Talismane des Sports.

Sportsleute sind wohl allein schon wegen der merkwürdigen Zufälle und Unfälle beim Sport besonders dem Glauben an allerlei Talismane und Amulette zugeneigt. So trug der bekannte Bahnbrecher des Flugwesens Wilbur Wright stets ein rosa Pantöffelchen oder eine violette Bandschleife, und der große Santos Dumont hatte stets ein Medaillon mit dem Bildnis der heiligen Jungfrau bei sich, das ihm Prinzessin Isabella von Spanien geschenkt hatte.

Der merkwürdigste Glauben beseelte aber eine Zeitlang die Autorennfahrer, er knüpfte sich an eine überfahrene Katze. Zum Beweise werden folgende Fälle angeführt: Hemery überfuhr im Training zum Vanderbiltrennen 1905 eine Katze und gewann. Der Deutsche Wagner überfuhr im gleichen Rennen 1906 ebenfalls eine schwarze Katze und gewann. Die Italiener überfuhren im Training zur Coppa Florio und im Training zum Großen Preis 1907 beide Male eine Katze und siegten in beiden Rennen. Ist es zu verwundern, wenn da an überfahrene Katzen geglaubt wird?

Aber nicht nur Katzen sind es, an die Sieg und Erfolg geknüpft werden. Wie vielgestaltig sind z. B. die Talismane der Motorsportler, angefangen vom kleinen Püppchen, welches an der Rückwand hängt, bis zum Hufeisen am Kühler, über die natürlichen Schutzpatrone der Fahrer, den heiligen Christopherus und die heilige Barbara, über Türkiskettchen und kleine Korallenhände, die alle Unglück verhüten sollen. Das seltsamste Amulett besitzt wohl der bekannte Rennfahrer Major Campbell, der Inhaber des absoluten Schnelligkeitsweltrekordes. Er trägt in einer kleinen Fassung einige Schnurrbarthaare eines Tigers, mit dem er einmal in Indien ein seltsames Zusammentreffen gehabt haben soll.



Lustige Ecke





„Weshalb braucht doch Lehmann ein so sonderbares Hörrohr?"
„Ja, weißt du, er geht immer und spricht mit sich selber!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.